

## Review / Rezension

**BÜSCHEL, Hubertus. 2014. Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960-1975. Frankfurt am Main: Campus. 646 Seiten. ISBN 978-3-593-50074-4**

**ZÜRCHER, Lukas. 2014. Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900-1975). Zürich: Chronos. 378 Seiten. ISBN 978-0340-104-8**

*rezensiert von*

**Eric Burton, Universität Wien**

Hubertus Büschels überarbeitete Habilitationsschrift *Hilfe zur Selbsthilfe* ist ein Pionierwerk auf dem noch jungen Feld der Geschichte von Entwicklung. Erstmals beschränkt sich die Darstellung der Geschichte der deutschen Entwicklungsarbeit nicht auf die Institutionengeschichte oder die entwicklungspolitischen Beziehungen zu einem bestimmten Land, sondern verknüpft in einer globalhistorischen Perspektive die Entwicklungsdiskurse und -praktiken von BRD, DDR, Togo, Kamerun und Tansania, also „West“, „Ost“ und „Süd“. Es geht Büschel einerseits um das Aufspüren global wirksamer Diskurse und Techniken, die allesamt unter dem Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe“ subsumierbar sind, andererseits um die Identifizierung der Konflikte, Widersprüche und Gewalt, die sich in dieser breit angelegten Verflechtungsgeschichte herausarbeiten lassen (S.35-40). In einem Dreischritt stellt der Autor zuerst das Konzept der Hilfe zur Selbsthilfe, dann relevante Institutionen und personale AkteurInnen und schließlich drei konkrete Projekte vor. Ausgangspunkt und Filter bleibt dabei immer Hilfe zur Selbsthilfe als diskursives Phänomen, dem Büschel dann ExpertInnen, EntwicklungshelferInnen und Projekte zuordnet. Neben einer enormen Menge zeitgenössischer Literatur haben Quellen aus Archiven der untersuchten Länder, der Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich

sowie der USA als Sitz der UN ihren Eingang in die über 500 Seiten Fließtext gefunden.

Gleich das erste Kapitel besticht durch den Versuch, sowohl Konzepte wie auch Institutionalisierungen und Praktiken der Hilfe zur Selbsthilfe zu historisieren. Für den europäischen Kontext geht Büschel bis ins 18. Jahrhundert zurück, diskutiert das katholische Subsidiaritätsprinzip ebenso wie Formen der Sozialarbeit oder die Besichtigung von Slums (S.126) und findet direkte Vorgänger der Hilfe zur Selbsthilfe im britischen *Community Development* sowie der französischen *Animation Rurale*, also kolonialen Formen der Einbeziehung und „Entwicklung“ ländlicher Bevölkerungsgruppen. Eine überraschende Lücke ist, dass das östliche Pendant der geforderten Freiwilligkeit gänzlich unerwähnt bleibt: der von Lenin 1919 in „Die große Initiative“ beschriebene kommunistische „Subbotnik“, der freiwillige Arbeitseinsatz für den Fortschritt des Sozialismus, der schnell zum verordneten Einsatz mutierte.

Die Thesen des Werkes werden sodann auf drei Seiten zugespitzt (S.179-181), um die Stoßrichtung für die restliche Untersuchung vorzugeben, die sich auf die Jahre 1960 bis 1975 beschränkt. Büschel konstatiert erstens, dass in Projekten der Hilfe zur Selbsthilfe eine Nicht-Teilnahme nicht vorgesehen, ja geradezu unmöglich sei; es habe also ein Zwang zur Teilnahme geherrscht. Die scheinbare Ergebnisoffenheit sei zweitens vielmehr ein geplantes Nicht-Planen gewesen, in dem Machbares und Unerlaubtes bereits festgelegt wurden. Drittens wurde die Geber-Nehmer-Beziehung im Versuch ihrer Überwindung noch weiter betont statt abgebaut. Diese „strukturellen Dilemmata“ (S.181) in Verbindung mit überkommenen Kolonialismen würden schließlich auch zur Gewaltsamkeit der Entwicklungsarbeit, oder genauer, der Hilfe zur Selbsthilfe führen.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit AkteurInnen und verdeutlicht, wie sich ExpertInnen (unter denen Frauen allerdings Ausnahmerscheinungen waren) und Freiwillige im Rahmen von Vorbereitung und Durchführung auch selbst zu entwickeln hatten. Im Vergleich von deutschen und afrikanischen ExpertInnen offenbare sich ein

strukturell ähnlicher Habitus, nämlich von der eigenen Überlegenheit sowie von der Unterlegenheit der zu Entwickelnden auszugehen. Ebenso seien die Auslandskader der DDR, aller antiimperialistischen und antirassistischen Rhetorik zum Trotz, nicht weniger vor Rassismus gefeit gewesen als ihre bundesdeutschen KollegInnen, von denen manche gar einen nationalsozialistischen Hintergrund hatten oder kolonialrevisionistischen Kreisen angehörten. Büschels Rekonstruktion der Entwicklungsbürokratie der 1960er Jahre in den drei ausgewählten afrikanischen Ländern Togo, Kamerun und Tansania (S.44, 204-227) ist als ein besonders wichtiges und dringliches Unterfangen hervorzuheben, jedoch für Togo (S.220-222) und Kamerun (S.222-226) viel zu oberflächlich ausgeführt. Die Haupteckdaten, dass „Entwicklungsinstitutionen von oben nach unten straff organisiert“ waren (S.220), mag sich zudem schlüssig aus Archivdokumenten ableiten lassen, sagt aber noch wenig über die widersprüchliche Aushandlung dieser Hierarchie in der Praxis aus.

Um die Praxis geht es dann aber im Folgenden. Dichte Beschreibungen je eines BRD- oder DDR-unterstützten Projekts in Kamerun, Togo und Tansania bilden das dritte Kapitel, wobei Büschel – wie auch schon in den Kapiteln zuvor – rassistische Sprech- und Handlungsweisen herausarbeitet. Die drei Projektstudien entfalten sich innerhalb der durchaus Lesevergnügen bietenden narrativen Strategie, das Drama einer Transformation „[v]om Vorzeigeprojekt zur Entwicklungshilferuine“ (S.401) in drei verschiedenen Szenarien aufzuführen. Die Betonung von Exklusionseffekten und Diskriminierung resultiert dabei in einer analytischen Vernachlässigung des Aushandlungscharakters, der allerdings stark aus dem ausgebreiteten empirischen Material spricht.

Die Erzähl- und Analysestrategie, die dunkle Seite der Entwicklungsarbeit aufzudecken, kennzeichnet jenseits der Fallstudien auch die Argumentationslinie des Werkes als Ganzes. Bei Hilfe zur Selbsthilfe „scheint es all das nicht zu geben, was man herkömmlicher Entwicklungshilfe vorhalten könnte“ (S.23). Dem „vermeintlich ‹besten› Entwicklungskonzept aller Zeiten“ (S.179) stellt Büschel den Rassismus und

die Gewalt der Praxis und damit letztendlich ein Scheitern gegenüber. Manche Erkenntnisse scheinen dabei durchaus auf andere Formen der Entwicklungsarbeit übertragbar, etwa die Einsicht, dass sich die entsandten Deutschen gern lokale Autoritäten zunutze machten, wenn es um die Erfüllung von Zeitplänen und das Erreichen von Resultaten ging (S.436). Bei der Lektüre stellt sich die Frage ein, woran die Projekte nun eigentlich gescheitert sind. Liegt die Ursache in konzeptuellen Widersprüchen und kolonialen Wurzeln der Hilfe zur Selbsthilfe, wie die Hauptargumentationslinie besagt? Oder war hier die Handlungsmacht der vielen Beteiligten ein mitentscheidender Grund, was die Fallstudien, freilich mehr implizit denn explizit, nahelegen?

Auch in anderer Hinsicht lässt die Methodik der Fallauswahl und Fallbehandlung Einiges zu wünschen übrig. Büschels komparativer Blick fokussiert auf Gemeinsamkeiten von BRD, DDR, Tansania, Togo und Kamerun. Unterschiede, gerade zwischen den drei afrikanischen Ländern, werden zugunsten der Argumentation weitgehend ausgeblendet. Überhaupt bleibt unerwähnt, warum Büschel Togo, Kamerun und Tansania als Fallbeispiele ausgesucht hat – seiner häufigen Erwähnung kolonialer Wurzeln nach zu schließen ist dies aber wohl v.a. der Tatsache geschuldet, dass alle drei Länder einst deutsche Kolonien waren. Der historische Blick auf diese Länder erschöpft sich denn auch im Kolonialismus, und Büschel macht es sich z.B. nicht zur Aufgabe, zu untersuchen, ob die in Selbsthilfekonzepten ständig vorgebrachten Behauptungen, dass es in der vorkolonialen Zeit viele Formen der Gemeinschaftsarbeit gegeben habe, irgendeine Substanz hätten. Die historische Tiefe hat somit Schlagseite zum westeuropäischen Kontext; seine Historisierung im Falle Togos, Kameruns und Tansanias liest sich mitunter wie eine Geschichte der vollständigen Determiniertheit durch den Kolonialismus. Ob und inwiefern die freiwillige oder verordnete Hilfe zur Selbsthilfe in postkolonialen afrikanischen Ländern ihre vielfältigen Wurzeln zusätzlich zu indigenen Organisationsformen der Arbeit auch in kommunistischen und staatssozialistischen Traditionslinien hat, bleibt gänzlich offen. Die angestrebte Verflechtungsgeschichte der Hilfe zur Selbsthilfe wird bei

Büschel damit auf eine – zudem sehr spät angesetzte – Geschichte der Oktroyierung und Aneignung westlicher Techniken in Afrika verkürzt. Es liest sich unfreiwillig kurios, wenn er z.B. schreibt: „Auch afrikanische Experten erstellten seit Mitte der 1960er-Jahre Pläne in Tabellenform – ein klares Indiz für die Aneignung europäischer bzw. nordamerikanischer Methoden zur <kulturtechnischen> Konstruktion von Übersichtlich- und Vorausschaubarkeit.“ (S.383)

Beizeiten mündet das Vorgehen Büschels, ein breites Tableau an Beispielen darzubieten (z.B. S.95-101) in begrifflicher Unschärfe und abstrakten, homogenisierenden Äußerungen. Das beginnt damit, dass Hilfe zur Selbsthilfe alles ist, was Büschel als solche ansieht, setzt sich fort in der theoretisch ungeklärten Verwendung der interpretationsleitenden Begriffe Rassismus und Gewalt und endet in Aussagen über „die Afrikaner“, die zwar zumeist durch die Wiedergabe in Zitaten, indirekte Reden und Anführungszeichen gebrochen werden sollen, aber keine grundlegende Differenzierung entgegengestellt bekommen (etwa: S.246, 272, 424, 510, 513, 643 sowie zugleich kritisch dazu S.520f.). Eine weitere Komponente dieser Unschärfe sind Ungenauigkeiten im Umreißen tansanischer Konzepte und Begriffe, denen deutlich mehr Platz eingeräumt wird als solchen aus Togo und Kamerun. Wörter aus dem Kiswahili sind orthographisch oft fehlerhaft und die Übertragungen in manchen Fällen schlichtweg falsch. So bedeutet *wavuvi* keinesfalls Faulpelze (S.292), sondern Fischer. Bei „*Nogoma*“ (eigentlich: *ngoma*) handelt es sich weniger um „eine traditionelle feierliche Mittagstafel mit afrikanischer Trommelbegleitung“ (S.480), wie es von Büschel wohl aus einem zeitgenössischen DDR-Bericht übernommen wurde, sondern eher viel allgemeiner um ein festliches Ereignis, in dem Tanz und Musik verbunden werden. Häuser im Swahili-Stil, um ein letztes Beispiel zu nennen, sind nicht mit Wellblech (S.99), sondern mit Blättern der Kokospalme gedeckt. Es bleibt fraglich, was Büschel, von einem exotisierenden Effekt abgesehen, mit Einbindung dieser Termini bezwecken will.

Auch an anderer Stelle irritiert die Darstellung von Lokalkolorit. In dem stark persönlich gefärbten „Projektbericht“, der hinter dem Literaturverzeichnis verborgen ist (S.641-646), stilisiert Büschel seine Forschung und insbesondere seinen Aufenthalt auf Sansibar als „Abenteuer in <Übersee>“, wo er erstmals abfällige Worte „eines Afrikaners über Afrikaner hörte“ und zu der Erkenntnis gekommen sei, „dass es eben auch Afrikaner gibt, die sich zum «West» zählen und andere Afrikaner zum «Rest»“ (S.643). Diese fragliche Schlussfolgerung – der Dünkel zivilisatorischer Überlegenheit ist nicht automatisch mit einem Zugehörigkeitsgefühl zum Westen gleichzusetzen – findet eine Fortsetzung in der schlussendlichen Widmung des Buches, welche die dichotome Gegenüberstellung von „uns“ und den fremden „Afrikanern“ nochmals zementiert: „Gewidmet sei dieses Buch allen Menschen in Afrika, die immer noch und tagtäglich zu wenig unsere Unterstützung erfahren. Möge es uns eines Tages gelingen, die Welt doch ein wenig gerechter zu machen.“ (S. 646)

Diesem irritierenden, weil essentialistischen Schlusspunkt und den obigen kritischen Anmerkungen zum Trotz ist Büschel mit dieser reichhaltigen Melange aus mikrohistorischer Detailverliebtheit und großer verallgemeinernder Geste ein Werk gelungen, das der Verflechtungsgeschichte von Entwicklungspolitik durch den anspruchsvollen methodologischen Ansatz und die in manchen Bereichen bahnbrechende empirische Arbeit zündende Impulse zu geben vermag.

Lukas Zürcher vom Historischen Seminar der Universität Zürich hat mit seiner Dissertationsschrift über *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900-1975)* ein Werk vorgelegt, dessen Anliegen und Herangehensweise dem Büschels zwar ähnelt, aber enger angelegt ist. Auch hier handelt es sich dem Anspruch nach um eine Verflechtungsgeschichte, auch hier geht es um die Widersprüche der Praxis und um die Beachtung der Handlungsmacht aller beteiligten Akteure. Der Schwerpunkt aber liegt auf den Beziehungen

zwischen zwei Ländern. Zürcher argumentiert, dass das Engagement der Schweiz in Ruanda einer beidseitigen nationalen Selbstbestätigung gedient habe und zudem einen Beitrag zur Ethnisierungspolitik mit den bekannten genozidalen Folgen in Ruanda selbst leistete.

Das erste Kapitel beschreibt die Ethnisierungsprozesse, die zur „Erfindung von Hutu und Tutsi“ (S. 61) geführt haben und betont dabei die Schweizer Beteiligung an der zunehmenden Rassifizierung dieser Gruppen. Zürcher arbeitet die Verstrickungen der schweizerischen Missionstätigkeit mit der belgischen Kolonialherrschaft heraus und zeigt, wie die „Weißen Väter“ einerseits Gebrauch von hamitentheoretischen Vorstellungen machten, andererseits auch versuchten, ein stärkeres Gleichgewicht zwischen Hutu und Tutsi zu erreichen.

Wie Ruanda und die Schweiz sich im neuen globalen Referenzrahmen des Entwicklungshilfediskurses positionierten und gewissermaßen auch neu erfanden, zeigt Zürcher im zweiten Kapitel. Das Zustandekommen der Beziehungen tritt hier als ein *gegenseitiger* Auswahlprozess zutage, in dem sich das „komplizenhafte Abhängigkeitsverhältnis“ (S.315) herausbildet: Die Schweiz legitimiert ihre eigene (vermeintlich) solidarische Neutralität durch die Unterstützung eines (vermeintlich) demokratischen Ruanda, das die Eidgenossen durch diskursive „Verschweizerungsprozesse“ (S. 106) gar zu einer früheren Variante der Schweiz verklären. Ermordung und Vertreibung von Tutsi im Jahr 1963 führten die Schweiz, so Zürcher, nicht etwa zu einem Abbruch der Unterstützung, sondern zu einem verstärkten Bemühen, die „technische Zusammenarbeit“ zu legitimieren – etwa mit dem Hinweis: auch in der Schweiz habe es früher vergleichbare Konflikte gegeben. Das resultierte letztlich in einer gestärkten Machtposition des Präsidenten Kayibanda.

Die Kapitel drei und vier widmen sich dem Alltagsleben von Schweizer Entwicklungsfachleuten und Missionsangehörigen in Ruanda. Sie zeichnen den konfliktiven Ablauf der zwei wichtigsten Projekte nach und zielen auf die Beantwortung der Frage, warum die Schweiz Misserfolge und offensichtlicher staatlicher Gewalt zum Trotz weiterhin Entwicklungshilfe

leistete. Als Gründe identifiziert Zürcher den Glauben an die Steuerbarkeit von Entwicklung sowie die Utopie einer apolitischen Entwicklungspolitik (S.318), wobei einige Schweizer Entsandte in Ruanda sich auch offen gegen die gewaltlegitimierenden Taktiken von Geber- und Gastland aussprachen und ihr Leben riskierten, um Leben zu retten.

Der Fokus auf missionarische und entwicklungspolitische Aktivitäten der Schweiz in Ruanda erlaubt Zürcher eine kohärente, im positiven Sinne konventionelle, flüssig lesbare und auf konstant hohem Niveau geschriebene Historiographie, die die Kolonialzeit und die frühen Jahre politischer Unabhängigkeit schlüssig verbindet. Die Einführung in internationale wie nationale Kontexte wird durchgehend konzise und souverän geleistet. Neben der Verfolgung von politischen und, etwas vernachlässigt, ökonomischen Prozessen auf makrohistorischer Ebene stellt Zürcher auch die (Un-)Tätigkeiten Schweizer Präsidentenberater, ExpertInnen und EntwicklungshelferInnen plastisch dar. Gerade für Letzteres zieht Zürcher auch aufschlussreiche Belege aus Tagebüchern und privaten Briefen heran.

Zürcher belässt es löblicherweise nicht beim bloßen Referieren der oft ausführlich wiedergegebenen Zitate, sondern geht immer den Schritt zur Analyse und Deutung. Verschleiende Aussagen, etwa von einer „bereinigten[n] soziologische[n] Struktur“ (S.131) in Ruanda, wie es in einem Schweizer Bericht heißt, bürstet er gründlich, aber ohne Übertreibung gegen den Strich. Die analytische Verknüpfung von Repräsentationspraktiken mit anderen Formen der Praxis gelingt beispielhaft, was insbesondere für die Artikulation von rassistischen Denkmustern – teils auch von RuanderInnen übernommen – mit diskriminierenden Praktiken gilt. In die Gegenrichtung deutende Belege von SchweizerInnen, die Exklusion und Gewalt ablehnten und entsprechend handelten, differenzieren die Argumentation zusätzlich, ohne sie weniger überzeugend zu machen.

Während Zürcher reichen Gebrauch von Schweizer Archivmaterialien macht, hat er ruandische Quellen nur in geringem Maß einbezogen. Über dreißig Interviews mit Schweizer Entsandten und deren Angehörigen



stehen nur eine Handvoll Gespräche mit ruandischen AkteurInnen gegenüber, wobei Zürcher augenscheinlich zu keinem besseren Schluss kam, als dieses Material anekdotisch einzusetzen. Die Studie kann folglich die Handlungsspielräume und Erfahrungen nur von Schweizer Seite gründlich ausleuchten.

Die neuen Erkenntnisse zur Geschichte der Entwicklungsarbeit in Afrika, ob von Büschel oder Zürcher vorgetragen, bleiben also aller Bekenntnisse zur Interaktionsgeschichte zum Trotz dem Primat des Europäischen verpflichtet und zeigen in erster Linie die „*Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika*“ oder „*Die Schweiz in Ruanda*.“ Aus global- und erst recht afrikahistorischer Sicht, wenn diese Trennung denn überhaupt relevant sein sollte, ist das ein nach wie vor unbefriedigender *status quo*, der seine Ursache nicht nur in der asymmetrischen Quellenlage hat – auch methodisch braucht es hier Innovation. Deutlich wird hingegen durch diese beiden Publikationen bereits: Ein empirisch gesättigter Blick auf Aushandlungsprozesse in der Geschichte der Entwicklung mündet keineswegs in versöhnliche Narrative einer gleichberechtigten Nord-Süd-Partnerschaft, sondern vermag das Verständnis von Widersprüchen, Ungleichheiten und Auswirkungen rassistischer Denkmuster in diesem moralbeladenen Projekt namens Entwicklung zu erweitern.